

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 21 (1917)

Rubrik: Illustrierte Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Illustrierte Rundschau



SIE SCHWEIZ
9028

O.F.

Aussicht von der Rigi im Winter. Blick gegen Südwesten.

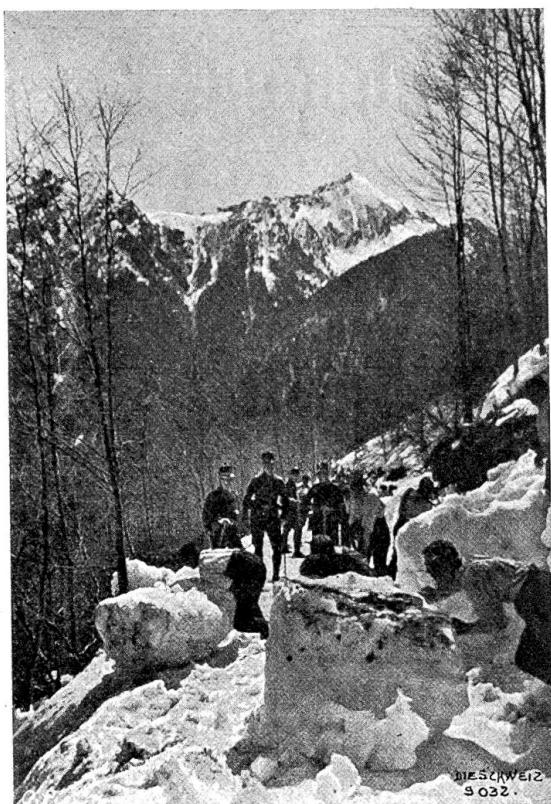
Politische Übersicht.

Zürich, 5. Januar 1917.

Das Jahr 1916 hat uns in einer wahrhaft trostlosen Lage und Stimmung zurückgelassen. Sie mußte von uns um so schmerzlicher und peinlicher empfunden werden, als im Lauf des Dezembers eine Friedensaftion eingeleitet worden war, die nicht ganz unbegründete Hoffnungen auf einen baldigen Friedenschluß zu erwecken schien. Die Initiative dazu war von den Zentralmächten ausgegangen. Deutschland hat am 12. Dezember unter einem ungewöhnlichen Aufwand von Stimmungsmitteln seine Bereitwilligkeit zu sofortigen Friedensunterhandlungen mit den Gegnern erklärt. Bedingungen wurden nicht genannt, sondern nur gesagt, daß man mit annehmbaren Vorschlägen zur Konferenz kommen werde; wenn aber, so hieß es weiter, dieses Entgegenkommen nur schroffe Ablehnung erfahren sollte, so würde die ganze Verantwortung für das noch kommende Blutvergießen auf die Entente fallen. Der Eindruck dieses deutschen Angebots wurde noch verstärkt durch die — zufällig oder nicht — damit zusammen treffende Note

des Präsidenten der Vereinigten Staaten, der von den Kriegsführenden Bekanntgabe ihrer Kriegsziele wünschte, damit man einmal erfahre, wie weit man noch voneinander entfernt sei. Die Note Wilsons hat eine sofortige und eindrucksvolle Unterstützung erhalten durch den schweizerischen Bundesrat. Dieser Schritt des Bundesrats gehört zu den schönsten und dankenswertesten Handlungen unserer obersten, in vielen Fällen einer schicksals schweren Zeit bewährten Landesbehörde. Es brauchte Mut und Pflichtgefühl, um mit einer solchen Kundgebung an die Kriegsführenden jetzt hervorzutreten; denn darüber war man sich wohl zum voraus klar, daß sie nicht überall gerne gesehen, dagegen leicht mißdeutet werden konnte. Daß der Bundesrat sich davor nicht gefürchtet, sondern seine Stimme laut und vernehmlich für den Frieden erhoben hat, sobald sich eine Möglichkeit dafür bot, bleibt für ihn ein Ruhmestitel. Nach einigem Bedenken haben sich der Schweiz und Amerika auch noch die skandinavischen Königreiche angeschlossen.

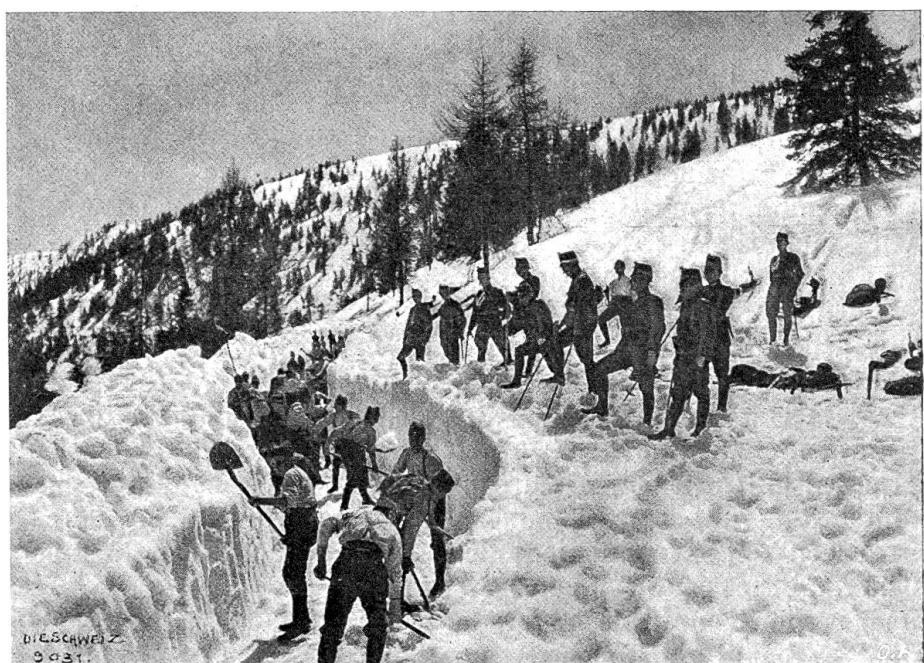
Die Zentralmächte haben die Aktion



Schweiz. Grenzbefestigung im Winter.
Schneebrecharbeiten im Tessin.

der Neutralen sehr gut aufgenommen und in liebenswürdigen Zuschriften beantwortet. Auf der Gegenseite schloß man daraus, daß sie die Friedensbestrebungen der Neutralen als einen ihnen geleisteten Dienst betrachteten. Das ist indessen belanglos. Tatsächlich erlauben sich die Neutralen keine Einmischung in den Streit selbst, sie erbieten sich auch nicht als Schiedsrichter an. Wohl aber gibt ihnen die ungeheure Schädigung ihrer eigensten Interessen durch den Krieg das Recht, und die Rücksicht auf die sinnlos und zwecklos hingeschlachtete Menschheit macht es ihr

zur Pflicht, nun wenigstens das Aufhören dieser Schlächterei zu wünschen. Man kann gar nicht bescheidener in seinen Wünschen sein, wenn man überhaupt noch im Rat der Völker mitzählen und gehört werden will, anstatt sich feige in ein Mauseloch zu verkriechen. Von Seiten der Entente ist auf die Noten der Neutralen noch keine Antwort erfolgt; das Angebot Deutschlands hat sie am vorletzten Tage des Jahres bestimmt und unmöglich verständlich zurückgewiesen. Das ist vom rein menschlichen und europäischen Standpunkt aus auf das allerlettste zu beklagen, so wenig auch, politisch betrachtet, diese Haltung überraschen kann. Darüber ist ja allerdings kein Zweifel möglich, daß das Angebot Deutschlands ernst gemeint war, ernst gemeint in dem Sinne, daß es ganz aufrichtig das Aufhören des Krieges im jetzigen Augenblick wünschte, und zwar nicht etwa deshalb, weil es sich schwach und unfähig zum Weiterkämpfen fühlte (nur eine verhängnisvolle Verblendung könnte dies für möglich halten), sondern im Gegenteil, weil ihm die Kriegslage genügende Sicherheit zu bieten scheint für die schließliche Erreichung seiner (noch nicht bekannt gegebenen) Kriegsziele. Deutschland wünscht unbestreitbar aufrichtig Abbruch der Schlachtarbeit, Strich unter die Rechnung, Bilanz am grünen Tisch. Aber von Frieden und Versöhnung ist nichts in seiner Note und in seinem Auftreten.



Schweiz. Grenzbefestigung im Winter. Schneebrecharbeiten im Tessin.

Es ist in Tat und Wahrheit keine Friedenshand, die es bietet — und das ist der Jammer und das Unglück dieser schwarzen Stunde. Deutschland tritt als Sieger auf. Darauf deuten die Fanfaren seiner Note, die Rede des Kaisers in Mülhausen, die Erklärung des offiziösen Berliner „Localanzeiger“, daß Bedingungen nicht genannt werden sollen, „bevor sich die Vertreter des Bierverbandes mit uns an einen Tisch gesetzt, wie Jules Favre mit Bismarck 1870 und Witte mit den Japanern 1905“. Es ist ein Jammer und ein Unglück, daß auch jetzt noch immer wieder der rein militärische Standpunkt ausschlaggebend sein soll, während es sich für die Zukunft um unendlich wichtigere Dinge handelt als Schlachtenruhm und Siegespreis: Vertrauen und guten Willen in der Welt! „Glänzende Schlachten“ wurden gewonnen, und ein ungeheures Kapital von Vertrauen und gutem Willen in der Welt ist verloren gegangen. „Wir wollen den Wirtschaftskrieg nicht,“ sagt die „Frankfurter Zeitung“, „wir verzichten auf den Hassboykott, wir wollen, was wir hatten: Gleichberechtigung, Meistbegünstigung und offene Türe, geben und nehmen, wir wollen es als Mittel zum Wiederaufbau der Welt, als erste Vorbereitung eines wirklich dauerhaften Friedens.“ „Wir wollen, was wir hatten!“ Was liegt in diesen Worten für ein Urteil über



Schweiz. Grenzbefestigung im Winter. Beim Leitungsbau.
Phot. Jean Gaberell, Thalwil.

diesen Krieg! Es liegt darin auch das Geständnis, daß es jetzt für Deutschland in mancher Hinsicht noch unendlich schwerer geworden ist als vor dem Krieg, die Anerkennung und lohale Respektierung seiner Gleichberechtigung durchzusetzen, denn diese ist nicht denkbar ohne Vertrauen und guten Willen. Man kann sie mit aller militärischen Überlegenheit der Welt nicht aufzwingen. Und darum ist die Kriegskarte nicht die richtige Grundlage für ersprießliche Friedensverhandlungen. Weil die Entente — mit Recht oder Unrecht — glaubt, daß die Zentralmächte nur auf Grund der



Schweiz. Grenzbefestigung im Winter. Rast im Schnee. Phot. W. Goldmann, Zürich.

Kriegskarte verhandeln wollen, hat sie begreiflicher-, aber höchst bedauerlicherweise das Eintreten abgelehnt. Wie sehr hätten wir gewünscht, daß die Entente imstande gewesen wäre, sich auf eine höhere Warte zu stellen, über die deutsche Siegerpose, die vielleicht mehr nach innen als nach außen wirken sollte, hinwegzusehen und das Positive an dem deutschen Vorschlag, die Bereitwilligkeit, das Schwert einzustechen und eine Konferenz zu beschicken, zunächst einmal anzunehmen. Ist die Entente faktisch nicht besiegt und

hat sie, namentlich für die Zukunft, noch soviel Trümpfe in der Hand, daß Deutschland muß mit sich reden lassen, dann kommt nichts darauf an, mit wie viel oder wie wenig Grandezza und mit welchen Mienen die Herren in ihren Fauteuils Platz nehmen. Im Anfang des Kriegs haben wir es beflagt, daß die Zentralmächte nichts von einer Konferenz wissen wollten. Heute begehen die andern den gleichen Fehler, und das Verderben nimmt seinen Lauf. Das ist das Fazit des Jahres 1916.

S.Z.

Der europäische Krieg. Im Monat Dezember 1916 hat sich das Geschick Rumäniens vollendet. Es ist unter den wuchtigen Schlägen der vereinigten Deutschen, Österreicher, Bulgaren und Türken gänzlich zusammengebrochen. Der König, ein Hohenzollernsprößling, hat am 2. Dezember seine Residenz Bukarest im Automobil auf eiliger Flucht verlassen, und am 6. Dezember sind die Deutschen in das leichtlebige Paris des Osts eingezogen.

Der weitere Fortgang des rumänischen Feldzugs zeigt stets das selbe Bild. Die russische Armee, die dem bedrängten Bundesgenossen von Norden her zu Hilfe kam, ist zu spät eingetroffen und hat auch ihrerseits dem fürchterlichen Anprall der deutschen Schlachtrünen nicht standgehalten. Die ganze Dobrudscha ist bereits in den Händen der Verbündeten, und von der Moldau aus droht ihre Offensive direkt ins russische Gebiet überzugreifen.

Griechenland steht fortgesetzt unter dem schweren Druck der Entente. Daß es aber doch nicht völlig wehrlos gemacht werden konnte, bewies ein ernster Zwischenfall in Athen, bei dem infolge

eines blutigen Zusammenstoßes zwischen gelandeten französischen Matrosen und griechischem Militär die erstern nicht unbeträchtliche Verluste erlitten. Selbstverständlich hatte der Vorfall ernste Genugtuungsforderungen seitens der Entente zur Folge, die überdies in der zweifelhaften Haltung des Königs und der griechischen Armee eine stets wachsende Gefahr für die in Saloniki stehende Armee Sarrail erblickt. Es ist auch wohl kaum ein Zweifel darüber möglich, daß König und Armee bei der ersten sich bietenden Gelegenheit die Offensive gegen die Entente ergreifen

werden und daran einstweilen nur noch durch die Uebermacht zur See und die von der Entente über Griechenland verhängte Blockade verhindert sind. Mehr und mehr aber lassen sich auch aus dem Lager der Entente Stimmen vernehmen, die darauf hinweisen daß an einen Abbau des aussichtslosen Saloniki-Unternehmens gedacht wird; dann hätten wir hier ein zweites Gallipoli, ein Fiasco wie in den Dardanellen. Beide Abenteuer gleichen sich in der Tat auch auffallend in der Planlosigkeit ihrer Improvisation, in



Dr. Anton Büeler (Schwyz), Nationalratspräsident für 1917. Phot. Ad. Odermatt, Brunnen und Schwyz.

dem Mangel an Einheitlichkeit der Operationen und an Weitblick der Führer.

Glücklicher waren die Franzosen an der Westfront. Bei Verdun gelang es ihnen, die Deutschen so weit zurückzutreiben, daß der Ring der Verteidigung, wie er zu Beginn der Operationen der Kronprinzenarmee bestand, nahezu wiederhergestellt ist. Es ist möglich, daß rein militärisch gesprochen der Erfolg der Franzosen nicht so viel auf sich hat, und die deutschen Militärschriftsteller suchen dies denn auch in jeder Weise ihrem Publikum begreiflich zu machen. Für die Franzosen aber ist dieses Verdun ein kaum hoch genug zu schätzender Triumph und ein moralischer Erfolg von tiefgehendster Wirkung. Gestützt auf die unumstößliche Tatsache, daß das so gewaltig überlegene deutsche Invasionsheer weder an der Marne noch bei Verdun weiter vorzudringen vermochte, schöpfen die Franzosen stets neuen Mut und unerschütterliches Vertrauen in die Zukunft, die es ihnen ermöglichen werde, den Feind eines Tages vollständig vom französischen Boden zu vertreiben. Der Sieg von Verdun ist dem neuen französischen Oberkommandanten General Nivelle zu verdanken. General Joffre ist unter Beförderung zu der seltenen und hohen Würde eines französischen Marshalls in eine zweite Linie zurückgetreten und möglicherweise für eine Charge in dem längst angekündigten gemeinsamen Kriegsrat der Entente ausersehen.

Deutschland bereitet sich auf die Einführung des Zivildienstes für die Armee vor, der durch das Gesetz vom 2. Dezember Rechtskraft erlangt hat. Mit einer gewaltigen Anstrengung sollen nunmehr alle irgendwie verfügbaren Kräfte der Nation

zusammengerafft werden, um ausschließlich den Zwecken der Armee zu dienen und ihr die letzten entscheidenden Schläge gegen die Gegner zu ermöglichen. Das Beispiel Deutschlands wird aber ungesäumt auch in England Nachahmung finden, wo man ebenfalls zur Aufbietung der äußersten Energie entschlossen ist. Darauf deutete insbesondere der Aufsehen erregende Ministerwechsel. Der bedächtige, häufig zögernde und anscheinend unsichere Premier Asquith hat dem vor keinen Möglichkeiten zurückstehenden und alles wagenden Lloyd George Platz machen müssen.

Der neue Premier bildete sofort ein engeres Kriegskomitee von nur fünf Mann, das mit nahezu absoluter Machtvollkommenheit ausgestattet ist und zur Herstellung eines richtigen Zusammenspiels mit den Alliierten von allen hemmenden parlamentarischen Fesseln befreit sein soll.

In Mesopotamien haben die Engländer die Offensive in der Richtung auf Bagdad wieder aufgenommen. Am Suezkanal ist es ziemlich still geworden, doch scheinen auch dort die Engländer nicht übel Lust zu empfinden, zur Offensive gegen Syrien und Palästina überzugehen. Die Grenzstadt el Arisch an der ägyptisch-syrischen Küste, die von englischen Fliegern angegriffen wurde, befindet sich in englischer Gewalt und soll möglicherweise Operationsbasis für ein neues Unternehmen werden. In Deutsch-Ostafrika ist der Kampf noch immer nicht zu Ende, und die Reste der deutschen Truppen verteidigen sich mit der an ihnen bekannten Bravour gegen die von vier Seiten eindringende Uebermacht. Sonst aber hat der Kolonialkrieg keine Ereignisse von Bedeutung aufzuweisen.



Dr. Philipp Mercier (Glarus), Ständeratspräsident für 1917.

Im ganzen hat das Jahr 1916 im Weltkrieg wiederum keine Entscheidung herbeigeführt, und es ist zu fürchten, daß — wenn nicht inzwischen die Vernunft zur Erde zurückkehrt — vom Jahre 1917 das Gleiche zu sagen sein wird. Eben darum wäre es hoch an der Zeit, daß man

mit all den Drohungen von gegenseitiger Strafe und Züchtigung einmal aufhören und wieder miteinander davon reden würde, wie dem Unheil — gleichgültig, wer schuld daran ist — Einhalt getan werden kann.

S. Z.

Die drei neuen Präsidenten.

Am 14. Dezember letzten Jahres wählte die vereinigte Bundesversammlung mit 176 von 182 Stimmen den Vizepräsidenten des Bundesrates, Edmund Schultheß, zum Bundespräsidenten für das laufende Jahr, der, Bundesrat Decoppet ablösend, damit zum ersten Mal die höchste Stelle in unserm Land einnimmt. Helle Freude löste seine Wahl besonders in seinem Heimatkanton Aargau aus; denn ein volles Vierteljahrhundert ist es her, seit zum letzten Mal ein Aargauer, und zwar Emil Welti, die Würde des schweizerischen Bundespräsidenten bekleidete. Mit seiner Stellung freilich ist Schultheß über den Rahmen seiner engen Heimat hinausgewachsen; in ihm sieht das Land in erster Linie den Schweizer und Eidgenosse, der in ernster Zeit berufen wurde, unser Schifflein im Hafen vor den von allen Seiten drohenden Stürmen sicher zu bewahren. Bundespräsident Schultheß gehört dem Bundesrat erst gegen fünf Jahre an; er wurde im Juli 1912 als Nachfolger Deuchers gewählt.

Edmund Schultheß, aus Brugg gebürtig, wurde am 2. März 1868 in Villachern geboren, studierte Rechtswissenschaft in Straßburg, München, Leipzig und Bern, promovierte dort und ließ sich schon als Dreizehnjähriger in Brugg als Rechtsanwalt nieder. Schon 1893 beriefen ihn seine Mitbürger in den aargauischen Grossen Rat, den er 1897 präsidierte. Seit 1905 gehörte er dem Ständerat an, wo er bald zu den einflussreichsten Mitgliedern zählte; mit seinem praktisch geschulten Geist, seiner in seinem Beruf gewonnenen großen administrativen Erfahrung und einem tiefen Verständnis für wirtschaftliche und soziale Fragen aller Art gelang es ihm leicht, sich in die verschiedensten Geschäfte hineinzu-

arbeiten, so speziell in eine Reihe dringender Eisenbahnpostulate. Das verwaiste Handels-, Industrie- und Landwirtschaftsdepartement hätte, heißt es in einer Biographie über den Neugewählten, keinem Berufeneren übertragen werden können. Es galt in diesem der steten Entwicklung unterworfenen Dikasterium schöpferisch zu gestalten, und für diese Aufgabe war der neue Departementsvorsteher der gebene Mann. Von den verschiedenen Abteilungen des Departements verlangte zunächst die der Industrie die gestaltende Kraft ihres Leiters. Schon wenige Wochen nach seinem Amtsantritt legte Schultheß mit einer ungemein gehaltvollen Botschaft die Vorlage über die Schaffung eines Amtes für Sozialversicherung auf den Tisch des Bundesrates. Bald darauf nahm er das Revisionswerk der Fabrikgesetzgebung an die Hand, und seiner staatsmännischen Überlegenheit gelang es, alle Parteien um den Gesetzentwurf zu scharen und ihm die einstimmige Annahme in den eidgenössischen Räten zu sichern. Als zu Beginn des Jahres 1913 die Bankkatastrophe im Kanton Tessin ausbrach, war es der Vorsteher des Handelsdepartementes, der die Intervention des Bundesrates anregte und der dann in der Folge die Initiative ergriff für die Vorarbeiten zu einer schweizerischen Bankgesetzgebung. Auf landwirtschaftlichem Gebiet führte Schultheß u. a. ein lang liegen gebliebenes Postulat des Bauernstandes, die Revision des Tierseuchengesetzes durch. Die Arbeitskraft von Schultheß wuchs, als der Krieg einsetzte; es wird später einmal ausführlicher darüber zu schreiben sein, was der Bundesrat in diesen Kriegsjahren zum Wohl des Vaterlandes zu bewältigen hatte, und als einer der treuesten und hingebendsten Magistrate, der dabei mit Tau-



Aloys Hugonnet, Morges.

Kostümstudie
zur Waadtländer Jahrhundertfeier von 1903.
Phot. Paul Bonzon, Lausanne.

senden und Abertausenden seiner Mitbürger in engsten Kontakt kam, wird Bundesrat Schultheß dort zu nennen sein. Wohl ging aus praktischen Gründen mit Beginn des vorletzten Jahres die Handelsabteilung an das politische Departement über; die Arbeitslast des Volkswirtschaftsdepartements wurde aber damit nicht geringer, da der langwierige Krieg von Woche zu Woche neue und immer kompliziertere Aufgaben gelöst haben will, die gründliches Studium und eine ernsthafte Durchberatung im Plenum bedingen.

Zum Vizepräsidenten des Bundesrates rückte Bundesrat Felix Calonder vor, der Leiter des Departements des Innern, eines Verwaltungsressorts, das begreiflicherweise durch den Krieg etwas in den Hintergrund gedrängt worden ist.

Im Nationalrat folgt dem Appenzeller Arthur Eugster der Schwyzer Landammann Dr. Anton Büeler auf

dem Präsidentenstuhl. 1858 zu Lachen geboren, studierte er Rechtswissenschaft in München, Straßburg und Heidelberg, ließ sich 1883 in Schwyz als Anwalt nieder, wurde 1886 Bezirksamtmann, war von 1890 bis 1913 Mitglied des schwyzerischen

Kantonsrates, nebenher auch Staatsanwalt, und kam 1913 in die kantonale Regierung. Namentlich in Rechtsfragen zählte der neue Nationalratspräsident stets zu den eifrigsten Votanten; so verteidigte er mit großer Nachdruck in den noch in frischer Erinnerung stehenden Debatten über die Wasserrechtsvorlage die Interessen der Kantone.

Auch der Ständerat hat seit dem

4. Dezember ein anderes Gesicht bekommen. An die Stelle des greisen Freiburgers Python ist der Glarner Dr. Philipp Mercier als Präsident getreten, geboren 1872 in Lausanne. Tūrist wie Schultheß und Büeler, studierte er in Deutschland und in der Schweiz, wurde schon mit 24 Jahren Gemeinderat der Kantonshauptstadt, ging später ans Obergericht über und kam 1907 in den Ständerat. Als Enkel des ehemaligen Bundespräsidenten Dr.

Joachim Heer setzte er damit eine glänzende

Familientradition fort; schon sein Vater, der Landesstatthalter Philipp Mercier, hatte dem Ständerat angehört. Der jetzt im 44. Altersjahr stehende neue Präsident ist Oberst im Generalstab und Brigadecommandant. X



Die Krönungsfeierlichkeiten in Ungarn: König Karl IV. und Königin Zita im Krönungsornat.

Verschiedenes.

Totentafel (vom 3.—31. Dez. 1916). Am 7. Dezember starb in Einsiedeln Rektor Pater Benno Rühle im Alter von 83 Jahren, einer der bedeutendsten schweizerischen Schulmänner. „In seiner Person verkörperten sich die besten Überlieferungen von Benediktinergelehrsamkeit und Benediktinerfleiß.“

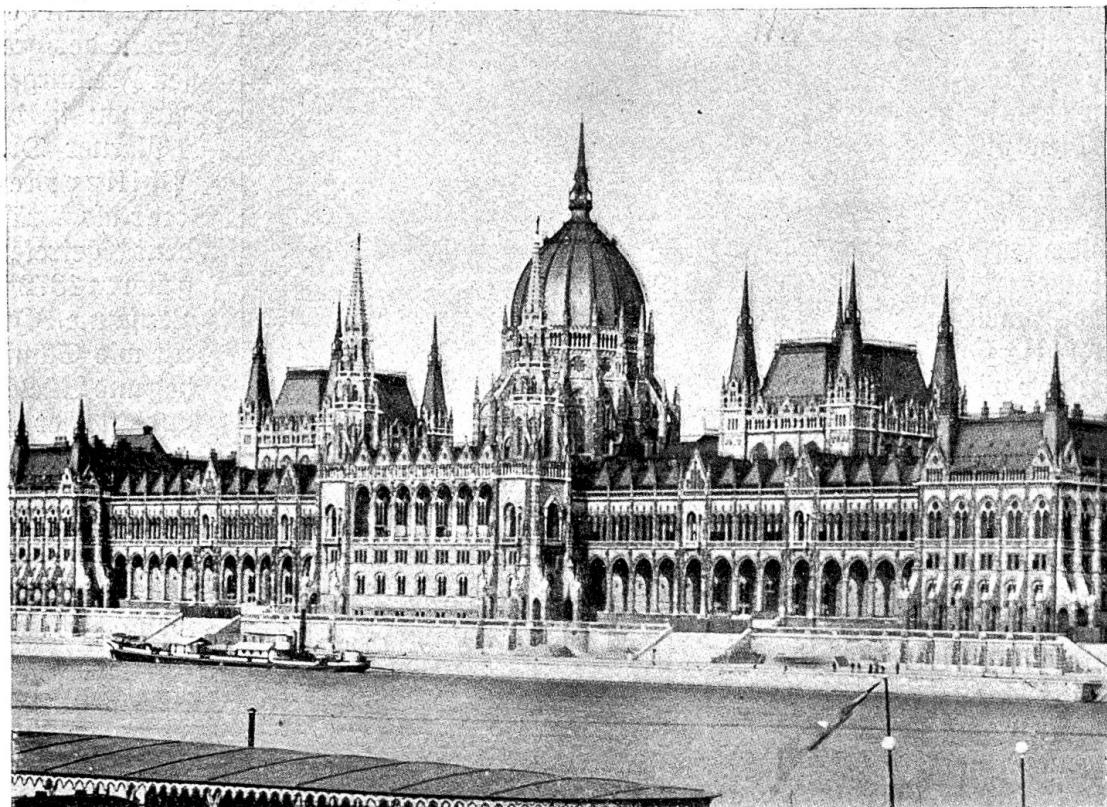
In Basel am 19. Dezember Dr. Emil Fren, Direktor der Kraftwerke Rheinfelden und Wylen, im 57. Altersjahr. In Solothurn am 21. Dezember, 80-jährig, Oberstleutnant Urs Brosi, Stifter des kantonalen Greisenasyls und Förderer aller gemeinnützigen Bestrebungen.

Am 23. Dezember im Alter von 70 Jahren zu Begli bei Genua Architekt Heinrich Ernst von Zürich, Schöpfer großer Bauten in seiner Vaterstadt.

In Bischofszell am 24. Dezember, fast 81-jährig, alt Seminardirektor O. P. Baumgartner, der während langen Jahren die Erziehungsanstalt Schiers geleitet und sie zu hohem Ansehen gebracht hat.

Am 29. Dezember in Basel Prof. Dr. med. Adolf Streckeisen, geb. 1857.

□□



Das Parlamentsgebäude in Budapest.

Die Krönungsfeierlichkeiten in Ungarn. Am 30. Dezember des eben abgelaufenen Jahres wurde Ungarns neues Königspaar, Karl IV. und Königin Zita, in Budapest, der Hauptstadt Ungarns, feierlich gekrönt; fast ein halbes Jahrhundert ist seit der letzten Krönung in Ungarn verflossen. So lange trug Franz Joseph I. die Krone Stephans des Heiligen, länger als irgend ein Herrscher aus dem Hause Habsburg seit Ferdinand I., und es waren Jubeltage in Ungarn, als am 8. Juni 1867 nach Vollendung des Ausgleiches der Kaiser mit seiner Gemahlin Elisabeth nach Budapest kam und sich dort als apostolischer König von Ungarn salben ließ.

Bor den Augen der ganzen Nation erfolgte diesmal mitten in der Kriegszeit die Krönung des jungen Herrscherpaars unter feierlichsten Zeremonien und auf der Basis einer über-

wältigend glänzenden Inszenierung, wie sie das begeisterte, Königstreue und lebhafte ungarische Volk liebt. Am Tag vor der Krönung wurde die heilige Stephanskron unter dem Donner der Kanonen und dem Geläute sämtlicher Glocken mit den Kroninsignien aus dem streng behüteten, Tag und Nacht bewachten Kronzimmer in einem goldenen, mit sechs Schimmeln bespannten Hofwagen in die Krönungskirche gebracht, zweimal dort die Generalprobe für die Krönung abgehalten, einmal sogar mit dem Herrscherpaar selbst als Mitwirkenden. Mit ungeheuerem Brunk und höchster kirchlicher Prachtentfaltung, in Gegenwart des hohen ungarischen Adels, der in der reichen, farbenprächtigen magyarischen Nationaltracht erschien, den krummen Degen an der Seite, das Pelzbarrett auf dem Haupt, vollzog sich am Tag darauf der Hauptakt der Krönung und Salbung, und wie ein



Die Krönungsfeierlichkeiten in Ungarn: König Karl IV. auf dem Krönungshügel in Budapest.

Märchen mutet es stellenweise an, liest man über die einzelnen Szenen dieses für Ungarn heiligen Tages. „Hochwürdigster Vater,“ rief der Erzbischof den Fürstprimas in lateinischer Sprache an, „die heilige katholische Mutterkirche verlangt, daß der anwesende tapfere Recke Karl zur Würde des Königs von Ungarn erhoben werde!“ Dieser erwiederte: „Erachtet ihr ihn als würdig und nützlich für die Königswürde?“ und der Erzbischof, wiederum in lateinischer Sprache, bejahte die Frage. Als dann legte der König den „Eid der Erhaltung der Rechtigkeiten des Friedens“ ab, wurde darauf unter fortwährender Absingung von Gebeten mit dem heiligen Oel am rechten Arm und zwischen den Schultern gesalbt, bekleidete sich mit dem Mantel des heiligen Stephan, ließ sich mit dem heiligen Schwert umgürteten, zog dieses und machte gegen die Anwesenden drei Kreuz-

hiebe. Nunmehr erfolgte die eigentliche Krönung: unter dem Segen der höchsten Geistlichkeit wurde dem Monarch die Krone aufs Haupt gesetzt, wurden ihm Zepter und Reichsapfel übergeben, mit einem dreifachen Eljenruf grüßten die Großen des Reiches ihren neuen Herrn, die Rufe wälzten sich durch die Stadt fort, und von den Höhen donnerten die Geschüze den Salut. Die Krönung der jungen Königin gestaltete sich etwas einfacher; auch sie wurde gesalbt, Zepter und Reichs-



Die Krönungsfeierlichkeiten in Ungarn: Der Zug der ungarischen Magnaten.

apfel wurden in ihre Hände gelegt, jedoch wurde ihr vom Fürstprimas die heilige Krone nur einen Augenblick über die Schulter gehalten, dann gleich wieder zurückgenommen. Nach dem Te Deum opferte das Königspaar je eine goldene Münze, begab sich zur Kommunion und empfing das heilige Abendmahl.

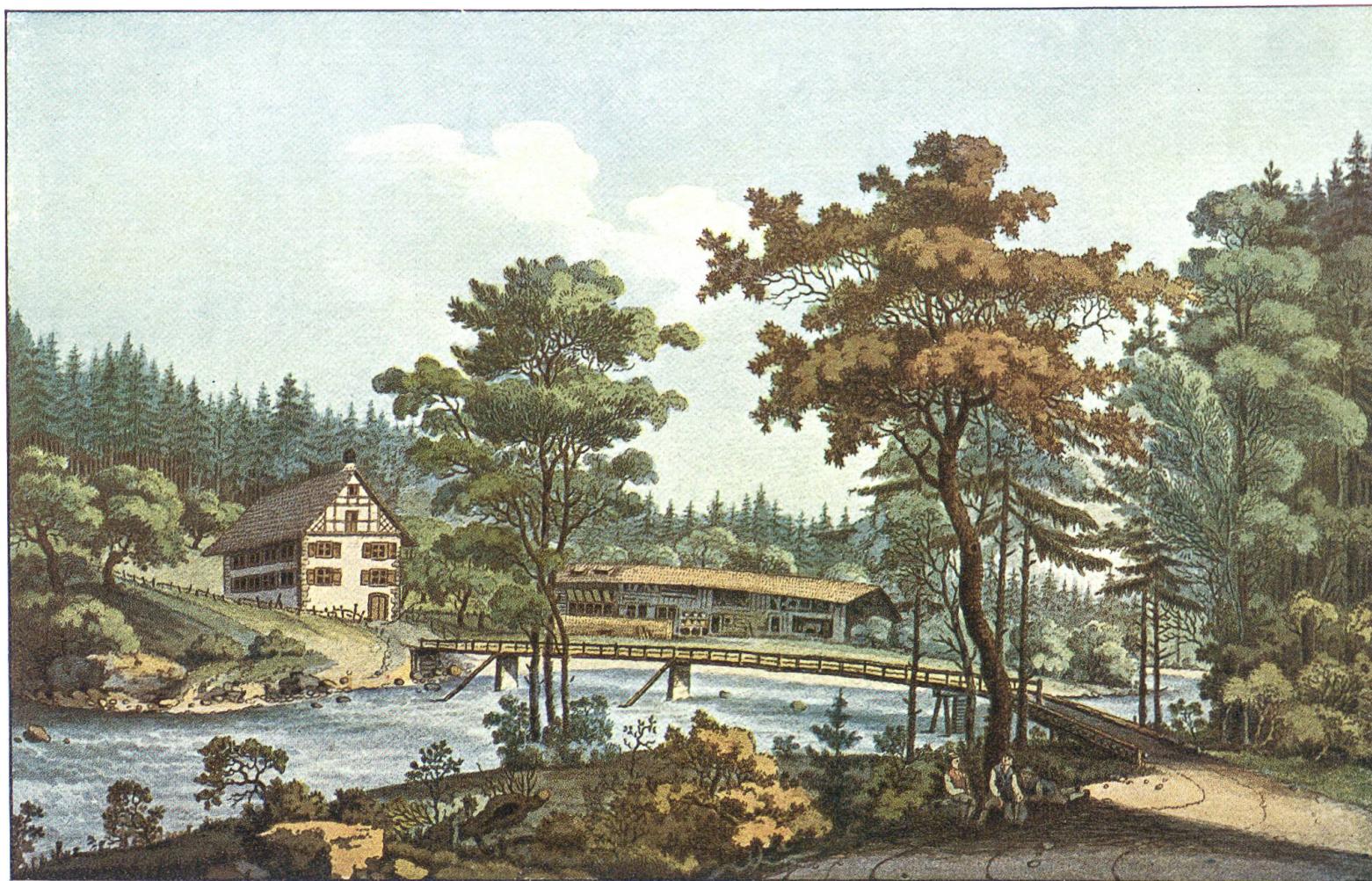
Auf der mit rot-weiß-grünem Tuch belegten Straße zogen nun alle Anwesenden aus der Kirche zu der am Fuß der Dreifaltigkeits-Statue errichteten Schwurestraße. Hier legte der König, das Kreuz in der linken Hand und drei Finger der rechten erhebend, das Antlitz nach Osten gewendet, im Beisein des Reichstages, der Münzpien und des Volkes den Verfassungseid ab. Die durch den Reichstag festgestellte Eidesformel überreichte der stellvertretende Palatin dem Fürstprimas, der sie dem König vorlas. Als der König die Formel nachzusprechen hatte, rief Graf Tisza dreimal: „Eljen a kiraly!“ Das Publikum auf dem weiten Platz stimmte in diesen Ruf mit ein. Ehrensalven unter Donner von Geschüzen folgten der Eidesleistung.

Der Festzug begab sich dann zum Krönungshügel. Hoch zu Ross ritten der Herold, die elf Fahnenträger, die Bannerherren mit den Krönungsinsignien, der Stellvertreter des Palatins, die Erzherzöge, der Bischof mit dem apostolischen Kreuz und der König. Hinter der Garde folgten die Würdenträger und der Klerus im Wagen. In der Mitte des geräumigen St. Georgs-Platzes war der Krönungshügel errichtet, zu dem sämtliche Komitate und Städte des Landes eine Hand voll historischen Boden schickten. Nachdem sich der Festzug um den Krönungshügel gruppiert hatte, ritt der König, noch immer die Krone auf dem Haupt, im Galopp den Krönungshügel allein hinauf, zog dort das Reichsschwert und machte damit gegen die vier Weltgegenden in Form eines Kreuzes vier Streiche, dadurch die Verteidigung des Landes symbolisierend, wozu er sich jedesmal mit dem Pferde wendete. Darauf fehrte der König mit seinem berittenen Gefolge in die Königsburg zurück.

Nach der herrschenden Anschauung ist die Krone Stephans des Heiligen der Ausfluss alles staatlichen Lebens und jedes Rechtes in Ungarn. Mittels der Krönung gehen die Hoheitsrechte der Krone auf den Herrscher über, immer jedoch unter der Voraussetzung, daß auch der König seinerseits die verfassungsmäßigen Rechte der Nation durch Eid und Brief anerkennt. Die Krönung in Ungarn ist nicht wie in andern Ländern eine bloße glänzende Zeremonie, sondern vom Standpunkt der Verfassung aus die unerlässliche Voraussetzung der konstitutionellen Ausübung der königlichen Gewalt. Doch ist die Krönungszeremonie nicht nur ein staatsrechtlicher, sondern auch ein hochwichtiger kirchlicher Akt, dessen Einzelheiten im Rituale der katholischen Kirche genau vorgeschrieben sind. Sämtliche katholischen Herrscher, die alten französischen Könige, die Könige von Spanien, Belgien und Portugal, wur-

den früher nach demselben Zeremoniell gekrönt und zwischendeneinzelnen Zeremoniellen beständen bloß im Detail Abweichungen. Heute wird dieses Zeremoniell nur mehr bei der Krönung der Könige von Spanien und Ungarn genau beobachtet. Das Krönungsrituale beruht auf der alten biblischen Tradition, die in dem gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts entstandenen Pontificale Romanum genau umschrieben werden ist. St. Stephan hat als christlicher Fürst zum Zeichen der Anerkennung des ungarischen Königstums vom Papst eine Krone als königliches Symbol erbeten und hat sich im Jahr 1000 von der Kirche zum König salben und krönen lassen. Die Krone wurde bald ein derart heiliges Symbol, daß Könige, die sich mit einer andern Krone krönen ließen, nur dann als wirklich zum König von Ungarn geweiht betrachtet wurden, wenn sie später auch mit der Krone Stephans des Heiligen gekrönt waren. So wurde beispielsweise Wladislaus I. nicht als gekrönter König betrachtet, und die von ihm erteilten Privilegien wurden für ungültig erklärt, weil er nicht mit der Stephanskronen gekrönt war. 1849 zur Zeit des ungarischen Aufstandes verschwand die Krone; als die Revolution niedergeworfen wurde und sich die hervorragendsten Leiter des Aufstandes flüchteten, nahm einer von ihnen die Krone mit sich, um sie über die türkische Grenze, wohin er eilte, zu bringen. Da dies nicht möglich war, entschloß er sich, sie zu vergraben, damit das Anzeichen der gesetzlichen Macht nicht in die Hände des Hauses Habsburg gelange, eventuell damit sie in späteren besseren Zeiten die Grundlage eines Vergleichs zwischen König und Nation bilden könnte. Unter Mithilfe von mehreren Personen war die Krone Ende August 1849 in einer eisernen Röhre bei Orsova am Fuße des Allionberges in die Erde versenkt worden. Doch hatte die Wiener Regierung schon frühzeitig Kenntnis von dem Aufbewahrungsorte der heiligen Krone bei Orsova erhalten, und am 18. September 1853 wurde die drei Fuß tief in der Erde versenkte eiserne Röhre aufgefunden. Bei der alsbald darauf erfolgten Überführung der Krone von Orsova, wo sich nun zur Erinnerung an die denkwürdige Stätte eine Kapelle erhebt, nach Ofen und von dort nach Wien und wieder zurück nach Ungarn wurden ihr königliche Ehren erwiesen. W. B.

Fünfzig Jahre Annoncen-Expedition. Am 1. Januar feierte die weltbekannte, auch in der Schweiz seit mehr als vierzig Jahren vertretene Annoncen-Expedition Rudolf Mosse das Jubiläum ihres fünfzigjährigen Bestehens. Der weitblickende Gründer und tatkräftige Leiter des Hauses, Rudolf Mosse, der vor einem halben Jahrhundert den fruchtbaren Plan zur Schaffung einer Zentralstelle als Vermittlerin zwischen Publikum und Zeitung faßte und so erfolgreich in die Tat umzusetzen wußte, steht heute noch in voller Rüstigkeit an der Spitze des Gesamtunternehmens.



Joh. Jakob Aschmann (1747—1809).

Forsthaus im Sihlwald.

